„Ich mute den Leuten was zu“

Der Berliner Regisseur Romuald Karmakar über mündige Zuschauer, unglückliche Liebe und seine beiden Festivalbeiträge „Die Nacht singt ihre Lieder“ und „Land der Vernichtung“

CINETEXT

Karmakar, 38, Sohn einer Französin und eines Iraners, ist in Deutschland und Griechenland aufgewachsen und wurde einem größeren Publikum mit „Der Totmacher“ (1995) bekannt.

SPIEGEL: Herr Karmakar, im Wettbewerbsfilm „Die Nacht singt ihre Lieder“ zeigen Sie sehr eindringlich, wie ein junges Elternpaar, das mit seinem Baby in einer Berliner Mietwohnung haust, sich das Leben zur Hölle macht. Was hat Sie an diesem Stoff interessiert?

Karmakar: Ich fand es großartig, dass da endlich mal eine Liebesgeschichte erzählt wird, die nicht glücklich endet. Allein das ist ja schon ungewöhnlich im Kino, das macht man dort nicht – obwohl es viel mehr mit der täglichen Realität zu tun hätte als das Glück. Dann hat mir natürlich sehr gut gefallen, dass die Vorlage, ein Theaterstück des Norwegers Jon Fosse, von einem jungen Paar handelt, das Ende 20, Anfang 30 ist. Dazu kommt, bei aller Härte, die unglaubliche Komik des Ganzen. Zumindest mir macht da vieles Freude.

SPIEGEL: Was zum Beispiel?

Karmakar: Die Art, in der sich die Helden Verletzungen zufügen. Wenn plötzlich der Liebhaber der Frau auftaucht, am Kinderwagen steht und dem Mann bestätigt, dass das Kind ihm ähnlich sehe – und ihm dann anbietet, dass man sich jetzt prügeln könne. Oder wenn die Eltern des Mannes auftauchen, die Atmosphäre nicht ertragen und gleich wieder abhauen, ohne dass der Vater überhaupt den Mantel ausgezogen hat. Das ist traurig, aber gleichzeitig auf sehr intelligente Art komisch.

SPIEGEL: Die betont schlichte Kunstsprache, in der die Filmhelden reden, dürfte auf viele Zuschauer ein bisschen quälend wirken. Ist das Absicht?

Karmakar: Was heißt schon künstlich? Es handelt sich um eine kondensierte Sprache, die frei ist von jedem Ballast, von jeder Geschwätzigkeit, von jedem Blödsinn. Nur auf Leute, die oft ins Kino gehen und viele Filme im Fernsehen gucken, die also diese Sprache für die reale Sprache halten, wirkt es ungewohnt.

SPIEGEL: Nach eher dokumentarischen Filmen über blutige Kunst-Aktionen und Soldaten in Frankreich oder in Kroatien machten Sie 1995 mit dem Spielfilm „Der Totmacher“ Furore. Trotzdem beschreiben auch wohlmeinende Kritiker Ihre Filmarbeit oft als eine einzige Zumutung. Haben die Recht?

Karmakar: Ja, weil ich einen mündigen Zuschauer fordere, der fähig ist, selbständig Bilder zu lesen und selbständig zuzuhören. Ich habe das mal so gesagt: In meinen Filmen muss immer der Zuschauer entscheiden, wer der Arsch ist. Das ist für viele Leute natürlich eine Zumutung. In „Die Nacht singt ihre Lieder“ wechseln die Sympathiepunkte fast von Szene zu Szene, das ist eine fließende Bewegung. Viele Leute gehen aber heute nur ins Kino, weil sie dort weder denken noch lesen, noch zuhören, noch genau hinsehen wollen. Die suchen Erholung von einer verwirrend komplexen Welt – und finden meine Filme dann anstrengend.

SPIEGEL: Die Unerbittlichkeit und Grobheit von „Die Nacht singt ihre Lieder“ erinnert an frühe Filme Fassbinders.

Szene aus „Die Nacht singt ihre Lieder“*
„Bei aller Härte unglaublich komisch“

Karmakar: Für mich ist Fassbinder aber kein Vorbild, sondern ein interessanter Regisseur wie viele andere auch. Er hatte eine faszinierende Haltung zum Kino und zur Welt, aber mit seinen späten Kitschfilmen zum Beispiel kann ich überhaupt nichts anfangen.

SPIEGEL: Eifrige Interpreten unterstellen Ihnen, Sie seien künstlerisch von der Punk-Bewegung geprägt, die Sie Anfang der Achtziger in München erlebten – stimmt das?

Karmakar: Ja. Punk war ja nie nur eine modische, sondern auch eine weltanschauliche Haltung. Damals ist aus der Lust, unabhängig vom Mainstream Dinge zu erzählen, eine neodadaistische Kulturbewegung entstanden. Diese Haltung prägt mich bis heute, selbst die Art, wie ich mein Auto parke.

SPIEGEL: Weil ein Punk sein Auto grundsätzlich falsch parkt?

Karmakar: Wichtig ist, dass man weiß, warum man sein Auto falsch parkt. Nicht, weil man Leute ärgern will, sondern weil man der Überzeugung ist, dass es nur auf diese Art richtig ist. Und so ähnlich ist es mit den Aufgaben, die man als Künstler hat: Es geht darum, Geschichten zu erzählen, die andere halt nicht sehen und entdecken wollen.

SPIEGEL: Etwa die der Nazi-Täter, mit denen Sie sich schon öfter beschäftigt haben. Um deren Verbrechen kreist auch Ihr zweiter Berlinale-Film „Land der Vernichtung“, der in der Panorama-Reihe läuft.

Karmakar: Mir ist aufgefallen, dass es in Deutschland im Verhältnis zu den vielen Filmen über die Opfer des Nationalsozialismus sehr wenige Filme gibt, die sich ernsthaft mit der Gedankenwelt der Täter beschäftigen. Dabei fragt sich jeder Kriminologe: Wie hat der Täter gedacht? „Land der Vernichtung“ ist eine Vorstudie zu meinem nächsten Spielfilmprojekt, das sich mit den Verbrechen des Hamburger Reserve-Polizeibataillons 101 in den Jahren 1942/43 beschäftigt. Es zeigt Recherchen in Südostpolen an den Einsatz- und Stationierungsorten des Bataillons. Man sieht jüdische Friedhöfe; man sieht die Vernichtungslager Belzec, Sobibór und Treblinka; man sieht die Überlebenden, mit denen ich geredet habe; man sieht, was von einer jahrhundertealten jüdischen Kultur übrig geblieben ist.

SPIEGEL: Sie filmen seit 20 Jahren – und liegen doch im Dauer-Clinch mit den Fördergremien. Hilft da die Berlinale-Präsenz?

Karmakar: Ich fürchte, nein. Ich rechne nicht damit, dass es für mich in Zukunft einfacher sein wird, Geld für Filme zu bekommen. Die Leute, die eine Förderung für „Die Nacht…“ abgelehnt haben, weil sie das Ganze zu depressiv fanden, die lassen sich auch durch die Präsentation des Films im Berlinale-Wettbewerb nicht vom Gegenteil überzeugen – einfach weil sie Recht behalten wollen. Aber ich will nicht jammern. Ich werde weitermachen, bis ich umfalle.

INTERVIEW: WOLFGANG HÖBEL

* Mit Frank Giering, Anne Ratte-Polle.